



Heimat und Humor bei Jean Paul.

Altfränkische Idyllen.

Von Wilhelm Greiner.

III.

Verlobungsabend und Hochzeitsmorgen. Das heimische Fichtelgebirge blieb für den Dichter sein Leben lang das geheimnisvolle Land der Sehnsucht, der seltsamen Geister und machtvollen Naturstimmungen, in seinem letzten großen Werke, dem „Kometen“, hat er in eigenartig genialer Form den eigentümlichsten und tiefgründigsten Zug aus dem Geiste der rauhen Heimat verklart: die unstillbare Sehnsucht nach den erträumten, ungehobenen Schätzen im geheimnisvollen Schoße der Berge und die Hoffnung, daß der glückliche Stammesgenosse, der einst den Schlüssel zu allem Reichtum mit Springwurzeln, Erdspiegel und Wahlenbuch finden werde, all' die Armen verschwenderisch mit tausend köstlichen Gaben überschütten werde, die heute noch in Not und Elend in den Tälern des Gebirges schmachten. Aber er kennt auch bis ins Kleinste und Einzelne die Sitten und Gebräuche, die Lebensgewohnheiten, die Feste, die drolligen und trefflichen, guten und schlechten Züge im Charakter der Bewohner.

So schildert er zuweilen das Leben und die Stimmung in einem Dörflein zur Kirmeszeit, denn er selbst war daheim jedesmal freudig auf das weiße Mäuerlein geklettert, wenn ein Zug von singenden Kirmesburschen mit flatternden Bändern und roten Gesichtern vorüberkam und hatte wenig Verständnis für die scheltenden Worte des Vaters über solch' lautes Treiben in der Sonntagspredigt. Ihr äußeres Symbol erhält jede fränkische Kirmesfeier durch die Aufrihtung des Maienbaumes, die schon am Vorabend des Johannestages von den Burschen besorgt wird. Unter Anführung des Wirtes, der einen großen hölzernen Bierkrug, „die Stütze“, voranträgt und nach den wüsten Marschtakten einer Violine,

Klarinette und Bassgeige ziehen dann am andern Tage die Paare der Platzburschen und Mädchen auf den Dorfplatz: Die Burschen ohne Wams, mit dem dreieckigen reichbebänderten Hut, einen Blumenstrauch und eine Haselrute in der Hand, die Mädchen im stattlichen Feststaat, den Kopf ganz von roten Bändern umwickelt und mit einer Glittergoldkrone geziert. Dort beginnt dann ein lustiges Walzen und Schleifen, Wirbeln und Drehen, wobei die gewandten Burschen vielerlei kunstvolle Sprünge und Bewegungen anzubringen wissen, den Takt mit den Füßen schlagen, mit der Zunge schnalzen und in kraftvoller Lust die Tänzerin hoch in die Höhe heben, daß die weiten Röcke fliegen. Gern erfreut sich Jean Paul an dem Bilde dieser ländlichen Freuden, so in den „Flegeljahren“, wo der Held auf einer Wanderung durch ein solch festliches „Dörfchen von fünf oder sechs waschenden, fegenden Häusern und rauchenden Backöfen kommt. Die Jünglinge hoben mit Stangen und halber Lebensgefahr einen Maibenbaum mit roten Bänderfahnen in die Höhe, der für ein Dorf wohl nicht weniger ist als eine Vogelfstange für eine Mittelstadt. Die Mädchen, welche die Bänder hinaufgeschenkt, sahen hochrot dem Aufbäumen zu und hatten nichts im seligen Kopf und Herzen als den morgendlichen Kirmestag um den Baum mit den allerbedeutendsten Burschen des Orts.“

Seltene Gebräuche sind besonders auch bei einer Hochzeit im Schwange. Die Einwilligung der Brauteltern wird vom Bräutigam eingeholt, indem er sich mit dem „Schmußer“, dem Wortführer, ins Brauthaus begibt und dort die „Anrede“ an die Eltern hält, welcher dann die Besprechungen der beiderseitigen Verwandten über Mitgift und Hochzeitstag folgen. Wenn dann auch die Verlobte bei der „Brautschau“ das Anwesen des Bräutigams, ihr künftiges Heim, besucht hat, wird die Brautausstattung auf dem „Kommerwagen“ zum Hause des Bräutigams gefahren, wobei Pferde und Fuhrmann mit roten Bändern geschmückt werden. Die oben sitzende Braut wirft Geld, Kuchen und Früchte unter die Kinder, die den Wagen mit aufgespannten Seilen aufhalten, und einige junge Burschen zu Pferde und mit Schwertern bewaffnet, geben ihm das Geleite. Einen solchen Wagen trifft Walt in den „Flegeljahren“ ebenfalls unterwegs: „er ging vor einem bis an die Himmelswagen hinauf gekürmten sogenannten Brautwagen vorbei, worauf alle die Wachsfügel, Flügeldecken, Glasfedern und der Federstaub einerseits, und die Schwanzflossen, die Brust- und Rückenflossen, die Donaidengefäße, Wasserstücke, Wasserwagen, Regenmesser und Trockenseile andererseits unter dem Namen Hausgeräte aufgeladen waren, welche der Mensch durchaus hienteden haben muß, um nur einigermaßen halb durchs Leben zu schwimmen, halb darüber zu fliegen. Der Eigentümer aber schritt voll Empfehlungen der größten Vorsichtsmaßregeln für seine aufgepackten Flügel und Flossen neben dem Wagen her und versprach sich und anderen Schritt vor Schritt ganz andere blauere Tage in der Zukunft, als er in seinem vorigen unbekannten Neste gehabt.“

Die ganze trauliche Waldesstimmung des Fichtelgebirges kommt in einem der letzte Werke des Dichters zum Ausdruck, das wie ein lieblicher Stern dem

magischen Glanz des „Kometen“ vorausgeht. Hier ist noch nicht die seltsame Mystik und die weltumspannende Phantastik dieser tiefsinnigen Offenbarung des Heimatgeistes, sondern alles bleibt mehr im Kleinen und Unmutigen, im lebendigen volkstümlichen und Idyllischen. Die Handlung spielt in einem kleindörflichen Vogelfstellerhause und in einem ganz einsamen traulichen Jägerhause mitten im Walde, das reichlich mit echten Geweihkronen auf hölzernen Hirschköpfen geziert ist und nur von dem alten verwitweten Wildmeister mit seinem Töchterlein und seinen Hunden bewohnt wird. Die Gestalten wachsen wie die Blumen und Bäume wurzelhaft und bodenständig aus dem heimischen Boden. Da ist der alte, invalide Soldat und Vogelfsteller Singewart, der noch eine Bleikugel als Andenken an seine Feldzüge im Leibe trägt, — wortkarg und verschlossen gegen jedermann lebt er vom Frühling bis zum Herbst den ganzen Tag draußen im Walde und lauert listig mit seinen tückischen Fanggeräten auf die armen gefiederten Sänger, deren Sangweisen er alle kunstvoll nachzuahmen weiß. Von den Sinkenvariationen allein sind nur die beliebtesten: Der Ritscher, der Groß- und Kleinrollende, der Musketierer, der Ruhdieb und der Sparbarazier, und ihr scharfer Weingefang lautet: „Fritz, Fritz, willst du mit zum Weine gehn?“ Er lebt so in seinem Berufe, daß er sich nach seinem neugeborenen Knäblein erst umsieht, nachdem ihm ein angelocktes Sinklein vor dem Fenster auf den Bein gegangen ist. Im Winter rollt und zwischert, singt und jubiliert, flötet und pfeift es im ganzen Hause von den vielen hüpfenden und flatternden Vögelein rings an allen Wänden, die er den ganzen Tag füttert und abrichtet und den Sprechvögeln nichts als Schimpfworte beibringt. Auf die seltsamste Weise kommt er am Ende seines Lebens zu Wohlstand, indem ein geflüchteter Papagei im Walde einen kostbaren, gestohlenen Ring verliert, den ihm der Markgraf für viel Geld abkauft. Aber er vergräbt das Geld im Walde und steckt es kurz vor dem bald herannahenden Ende in einen Blumentopf. Auch sein Ende ist tragikomisch wie sein ganzes Leben, denn während seine Frau ein Kirchenlied singt, muß der Sohn einen Trommelwirbel schlagen, alle Vögel müssen laut schmetternd und pfeifend einzufallen, sein Lieblingsvogel muß auf seiner Brust umherhüpfen, — dann rückt er mühsam seine Mütze über die Augen bis an den Mund und sagt der Welt „adje!“ Noch einmal flackert unter dem Trommelwirbel die Kriegsfreude auf, er ruft „drauf und dran“, zerdriückt den Kanarienvogel auf seiner Brust und haucht sein letztes Wort: „Sie pfeift!“ — niemand aber weiß, ob er damit seine Nachtigall oder eine Schlachtfeldskugel gemeint habe. Neben ihm steht seine Frau Engeltrut, aus einem viel weicheeren Holze geschnitzt als die rauhen Gebirgsbewohner, sie stammt auch aus einem Dorfe bei Dresden — mit einem madonnenhaften, dulddenden Zuge; sie hat „etwas Feines, Zartes, Sieches in Farbe und Bau und etwas weichwarmes im Herzen und Launenhaftes im Kopfe“, wie es nicht nur in vornehmen Ständen, sondern auch auf jedem Dorfe vorkommt. Ein prächtiges Gegenstück des Voglers ist aber der alte Wildmeister im Jägerhaus. Er ist ganz der rauhe, aber gutherzige Waldbewohner, wetterfest und knorrig wie ein alter Eichstamm; die Grobheit gehört zu ihm wie der struppige Schnauzbart; seine

Liebkosungen und Lobsprüche sind Flüche und Verwünschungen; tagsüber ist er nicht ohne die Büchse, abends und nachts nicht ohne den Krug zu sehen. Wie glücklich aber ist seine einsame Tochter, die er bei aller Rauheit so zärtlich liebt wie seinen besten Hühnerhund. Wenn er tief in der Nacht durch den sturmgepeitschten, krachenden Wald frost- und trinkrot heimgeschraubt kommt, dann eilt das Töchterlein an seinen Hals, und alle Hunde springen ihm mit jubelndem Gebell entgegen. Er hält sich für den klügsten Mann der Welt, denn klüger als alle Hasen, Rehe, Sauen und Jägerburschen ist er sicher, und mehr kennt er nicht von der Welt. Seine Entschlüsse und Befehle sind unbedingt fest und unverbrüchlich und werden von niemand beeinflusst. — Die Kinder beider Waldoriginale, Gotthelf und Drotta, lieben sich schon von Kindheit an; Gotthelf ist ein stiller, schmärmerischer Jüngling, der wie Jean Paul alles wahllos liest und abschreibt, was er in die Hände bekommt, das Vaterunser in den verschiedensten Sprachen sich einprägt und später als Gipfel seiner Gelehrsamkeit die drollig-originelle Bienrodsche Bilderfibel in Versen herausgibt. Drotta, seine frische, „vom Walde verhüllte“ Geliebte, ist voll emsigster, weiblicher Geschäftigkeit, der Wildmeister überläßt nach dem frühen Tode der Frau schon dem Kinde das ganze Hauswesen, das sie vortrefflich zusammenhält. Sie ist es gewohnt, halbe Nächte einsam im Jägerhause zu sitzen, wenn im Sturm die Äste geisterhaft an die Fenster schlagen; still zieht sie sich dann einen traulichen, hellen Kreis durch emsige Arbeit in die Schauer der Nacht. Wie bei einem echten Naturkind wohnen Frohsinn, Lust zu Neckerei und kindliche Frömmigkeit in ihrem Herzen einträchtig beieinander, und voll zarter Innigkeit gedenkt sie der früh geraubten Mutter.

Gotthelf wird bei dem gelegentlichen Besuch des Rektors der Landesuniversität, der ein entfernter Verwandter seiner Mutter ist, durch eine bizarre Laune der Magnifizenz schon als Knabe mit einer richtigen akademischen Immatrikel beschenkt und so zum Studenten gemacht. Voll Seligkeit wandert er an einem Geburtstagsabend hinaus ins traute Jägerhaus; er findet nur die Hunde vor, die ihn alle kennen und sich gern von ihm füttern lassen. Als er am offenen Fenster wartet, faßt ihm von draußen eine Hand bei den Haaren, die vollrosige Drotta schaut unter ihren großen Augenbrauen lachend herein und lädt ihn zum Vogelbeer sammeln für die Drosselschneuzen ein. Sie neckt ihn mit dem Geburtstag, und, um sich beim Beeren suchen nicht zu verlieren, singen sie beide ein Abendslied im Walde. Die Finken und Kreuzschnäbel schlagen noch durch die schon herbststummen Tannengründe, manch lebendiger Ton regt sich noch in den Wipfeln, endlich legt gar die Abendsonne an mehreren Stellen einen kleinen Waldbrand an, und viele Stämme flammen von der Wurzel bis an die Gipfel. — Gotthelf wird das Innere süß-schwer, er weiß nicht wie — und gleich dem Wasser in einem unsichtbar-lecken Schiffe steigt es ihm die Brust immer voller hinan. Auf dem Heimwege erweckt das Mädchen wehmütige Erinnerungen an die heimgegangene Mutter, und Gotthelf zerfließt ganz im Lobe der feinigsten, der die flinke, feinfühligste Drotte die liebste Tochter sein würde. Im Forsthouse falten sie unterm fernen Gebetläuten die Hände und bei den

Vorbereitungen zum Abendbrot für die Menschen und die Hunde sprechen sie bange von der ungewissen Zukunft, denn der rauhe Wildmeister will die Tochter nur einem Freier mit vollen Händen geben; aus dem Kaffeefase aber holen sie sich dann die anmutigsten Prophezeiungen und bauen sich wieder ein wohnliches Himmelsgärtlein der Hoffnung auf. Als Gotthelf geht, sagt sie, „sie wolle ihn ein wenig begleiten und durch den dunkeln Wald auf den kürzeren Holzwegen führen“. Sie zog ihn im Finsternen an seiner Hand und befühlte einen weichen Finger nach dem andern. Als beide endlich aus dem Walde kamen und vor die hinabliegende, im Mondschein gleißende Landschaft traten, an deren Abhang unten sein lichtvolles Dörfchen lag, begleitete sie ihn wieder über Raine und Fußsteige. Die Nacht war vielleicht die letzte schöne, laue des Novembers, der einen verkürzten Nachsommer des Nachsommers mitbringt, der Mond nach seiner Herbststille unerwartet früh am Himmel erschienen, — das Saatgrün des künftigen Frühlings und die rote Blätterglut des Laubholzes färbten die bleiche Nacht und Jahreszeit lebendiger — rufend kamen am Himmel Wintervögel an, und Sommervögel zogen ab, und auf den silbernen Gebirgen aus Gewölk, dachte man, mühten die Sommergäste ausruhen und in die künftigen Länder schauen, — und die ganze hinabglänzende Abdachung der Landschaft nach dem noch erleuchteten Dörfchen hin füllte die Seele mit Wunsch und Glück.

Lange sah Drotta den im Mondlicht blinkenden niedrigen Kirchturm an. Dann sagte sie hastig: „Gute Nacht“, behielt aber seine Hand. Er sagt's auch und faßte ihre zweite.

„Ich habe schon gute Nacht gesagt, lieber Helf!“ sagte sie mit anderer Stimme, und der Mond schien auf sie und zeigte den Liebesglanz ihrer Augen und alle offenen Rosen ihres Angesichts. „Auf ein ganzes Jahr gute Nacht?“ fragte er und konnte seiner Tränen sich nicht enthalten. Und sie sanken einander in den ersten Kuß, ohne zu wissen wie. Alle Blut und Kraft und Kühnheit ihres Wesens wollten Drottas Lippen gleichsam in seine eindringen, und die Küssende unterschied sich wild von der Sprechenden. „Schick er morgen die Mutter“, sagte sie und entließ.

Er sah ihr, wenig sehend, nach, bis sie der Wald verschlungen hatte. Dann sprang er mit Schwingen am Rücken den Abhang hinab. — Jeden Graben und jeden Zaun überflog er leicht treffend. Im Dorfe und in seinem Häuschen verwunderte er sich über die vielen Lichter, als wäre er so gar lange weggewesen. — Die zu einer schmerzhaften Lage hernieder geschlummerte Mutter weckt er gelinde und führte die Schlaftrunkene an ihr Bette und sagte ihr, er wolle schlafen, und morgen erzähl er schon Alles.

Er sah aber vorher lange in den Mondschein hinaus — Landschaft und Seele verwebten sich ineinander seltsam und siß — er floß mit dem Schimmer in die Auen hin, und der Schimmer zog wieder in sein Herz und glänzte auf allen Gedanken. Und als er endlich die Augen schloß, hörte er nur eine, eine

Stimme unaufhörlich, und die Liebesträne quoll davon heiß aus den geschlossenen Augenlidern.

O gönnt Jugend und Traum den Sterblichen! Sie gleichen den Blumen zu sehr, welche nur so lange schlafen, als sie blühen; sind sie abgeblüht, so stehen sie aufgetan der kalten, nassen, langen Nacht. Jünglinge und Jungfrauen schlummern, und daher träumen sie; raubt ihr den Schlaf, so raubt ihr den Traum und den zarten Keimen der Zukunft den Schirm!

So ist alles zwischen den beiden sehnächtigen jungen Menschen im Reinen, — wenn nur der alte Forstmann sich nicht den reichen Schwiegersohn unbedingt in den Kopf gesetzt hätte. Da kommt die Erlösung, über Jahr und Tag soll des alten Voglers Willen ein versiegeltes Wandschränkchen gerichtlich geöffnet werden, und siehe, in dem alten Blumenstock versteckt, findet sich die goldene Fülle des markgräflichen Geldes für den kostbaren Ring. Da hat alle Not ein Ende. Aus purem Starrsinn verzögert der Wildmeister seine Einwilligung noch um ein halbes Jahr, aber kurz vor der Kirmes überraschte er die beseligte Tochter mit der frohen Botschaft: „Du sollst deinen Studenten heiraten, so gewiß die Bursche den Maienbaum aufrichten“; aber er stellt die Bedingung, daß sie erst, nachdem der Baum aufgerichtet ist, sich ihm anverlobt und zwar in dem Augenblick, wo er aus dem Wirtshause mit dem Hifthorn dreimal hintereinander heraus stößt und beide „jagdgerecht“ bläst. — Und der herrliche Tag erscheint!

„Nachmittags vor Johannis kam sie mit dem Vater im Wirtshaus in Heiligengut an, als die jungen Bursche mit Bändern um den Hut, mit langen bunten Seidentüchern um den Hals etwas Ähnliches für die rote Fahne des Maienbaums einsammelte. Drotta gab — sie hatte nichts anderes — eine ganze eben gekaufte Rolle rotes Taftband dem Baume zur langen Siegesflagge her, welcher der Papelbaum einer neuen Zukunft, die Siegessäule ihrer Wünsche geworden. Endlich wurde der weißglatte, vollgeschmückte Freiheitsbaum dieses Friedensabends in die Erde eingetrieben, und Hebstangen und Haltstricke der Dorfsjugend hoben ihn unter Lust und Trutzgeschrei in den abendroten Himmel hinein, und sein vielfarbiger Gipfelschmuck flatterte auf, und das lange rote Band hing spielend den halben Baum herab.

Auch Gotthelf hob in Feierkleidern mit, aber ganz schlecht, und sah nach dem Wirtshaus. Von einem Manne, der zehnmal mehr Goldstücke vorspannen konnte als Selostfris Fürsten, galt's im Dorfe schon viel, wenn er nur anfaßte; auch war er der Student. Kaum war der Lustbaum eingefeilt, so fingen Geigen und Tänzer an. Die Nachtkühle lud zum Tanze; — die gelassensten Bursche wollten einen Vorschmack und Imbiß vom morgendlichen Johannistage nehmen und taten's. Die Wildmeisterin näherte — Freundinnen waren die Sprossen der Jakobsleiter — sich dem schlauen Helf, der ihr bisher mit nichts nachgegangen war als mit Blicken. Ihre offene Freundlichkeit sogar in der väterlichen Nachbarschaft setzte ihn nicht in nachsinnende Verlegenheit, sondern in trunkenes Entzücken. Ein so schneller Zug aus dem Friedenbecher oder Tummser stieg ihm in den Kopf, daß er alles sich drehen sah und sich selber zu drehen ent-

schloß. Er fragte sogleich nach nichts, und wenn hundert Väter Drottas im Wirthshaus saßen, sondern ergriff ihre Hand, — auf der Geliebten blassem Angesicht schlugen gar anmutig wieder rote Blüten aus, — ihm war bei dem Niederschlagen ihrer Augen, als sei sie ordentlich zu vornehm für die Baum-Ronde, — aber die kleinen Drucke ihrer Hände gaben dem Gemälde seines Glücks gewaltiges Licht, weit flatterte das rote Band in den Himmel und über die Tänzer wie eine Freiheitsflagge des Lebens, wie ein allverknüpfendes Liebesband. Gotthelf wurde ein völliger geschwungener Brand im Feuerrad, das den Baum umließ, — zum ersten mal ermüdete ein Tänzer eine Tänzerin.

Sie bat endlich um einen Sitz. Am Wirthshause stand ein Kirschbaum mit einer schlichten Laube, in welcher man auf einem hölzernen Bänkehen gut verdeckt und ungesehen ins Festgewühl einschauen konnte. In Dörfern dürfen ein paar warme Menschen sich schon hinsetzen und hinbegeben, wohin sie wollen; kein Argwohn verbietet und verbittert die Unsichtbarkeit. — Anfangs saßen beide Liebende dem fernen Rundgetümmel mit Wonne gegenüber; die Kinder wurden wach und liefen heraus und wiegten sich im Hemde auf Wagendeichseln. Die Männer kamen aus dem Wirthshause, die Weiber aus den Stuben, und alles freute sich ineinander. „Mir ist heute so tanzlerlich zu Mute, Jungfer Wildmeisterin,“ sagte Helf; „ich könnte fast von einem Stern auf den andern springen und wohl darüber hinweg, da sie einander so nahe hocken. Und ach, sie ist wohl gar sehr gut gegen mich, allerliebste Wildmeisterin!“ — Sie drückte ihm die Hand ungemein zärtlich und scharf, was aber wohl kein Unparteiischer für einen Bundbruch gegen ihren Vater erklärt, insofern er bedenkt, daß der Forstmann außer der Zungen- und Büchsenprache gar keine andere kennt und voraussetzt, mithin keine Finger-, Augen- oder gar Herzensprache. — Über dieses Anwehen der nahen Liebe bei dem Anblicke des hüpfenden Menschenspiels kehrte auf einmal den nahen Fibel um; er saß als der leibhafte Gott der Sehnsucht da, er sagte und klagte, wie wenig ihn jetzt die ganze Erbschaft erfreue, sobald er gegen den Waldberg hinabschaue. Sie bat ihn aber mit frohem Mute nur um ein kluges Gedulden, und es sei gar kein halbjähriges. Dieses goß schon wieder so viel Labfal in den Gott der Sehnsucht, daß er froh ausrief: „Wie doch heute die Kirschen so schön blühen und riechen!“ Drotta fing zu lachen an, weil er den mit atmenden Blüten hinaufsteigenden Jelsängerjelierber für Kirschblüten genommen.

So saßen sich beide in die Nachmitternacht hinein. Der alte Jäger versagte das Hifthorn über dem Trinkhorn. Am den lustigen Maiebaum wurde es leer und leerer, und Liebende nach Liebenden gingen selig nach Hause. Das lang in den Himmel hineinflatternde Purpurband des Mädchens und der Waldberg voll Mondschnee und die aus den festen Sternen herabschießenden Erdensterne und das Herüberglänzen weißblühender Schotenfelder und ein langer, dicker weißer Raubvogel, der garnicht von der Turmfahne weg wollte, und das zärtliche Neigen der Gipfel eines Wäldchens gegen einander — — dies macht ihn und zuletzt auch das Mädchen immer wehmütiger; es war für ihn hart, so vor dem

Glücke als Veramter zu sitzen und für sie noch härter, einen teuren Trostlosen neben sich zu sehen, dem sie den nahen Trost vorenthalten mußte. — Zuletzt, als er es nicht mehr aushalten konnte, stand er auf und sagte: „Nun gut! So ergeb' ich mich denn in den Willen Gottes! Lebe sie immerdar recht herzvergnügt, Jungfer Wildmeister! Und ich und meine Mutter werden wohl von nun an ewiglich beisammen bleiben.“ Er nahm und drückte ihre Hand und wollte sie fahren lassen — — als auf einmal der heitere Forstmann lustig mit dem Hifthorn aus einem Wirtsfenster herausblies und der Tochter das Zeichen der Einwilligung gab.

Aber Drotta konnte vor Herzensfülle nicht reden, hielt nur seine Hand fester, mit der anderen auf's Fenster zeigend, und fing zu weinen an. Er fing auch an. Jetzt war ihr vollends die Erklärung des herausgeblasenen Vaters: Ja unmöglich. Sie rief daher bänglich: „Vater, Vater!“ — Er kam mit dem Horne heraus, sie fiel ihm an die Brust und sagte: „Ich habe ihm noch nichts gesagt, sag er's!“ — „Nun, mein gelehrter und lieber Student“, hob er an, „in acht Tagen ist er mein Schwiegersohn!“ und zog ihn bei den Haaren an seinen Ruzmund. —

Es gibt viele Entzückungen in der Welt, viele herrliche Nachmitternächte und Waldberge — viele rote Bänder, die ausgewickelt im Morgenrothe flattern — viele Wildmeister und Studenten. — Aber die Nachmitternacht und allen Zubehör behält der Student allein; er sank in einen unauflöslichen Ruz der Geliebten hinein, und der Jäger blies wieder das alte Lied, um nur etwas zu tun und zu begleiten. Wie glänzten jetzt die Sterne anders und der Blütenschnee der Erbsenfelder — wie wollte das Band gleichsam von Osten herüber nach Westen flattern, und wie spielten mit allen farbigen Tüchern und Bändern des Freudenbaumes die duftenden Frühlingswinde! Und wie waren zwei Menschen so froh! — Es war gut, daß sie dem Vater in das Wirtshaus folgen mußten; denn ein Jahrzehnt vergeudet ein Mensch in einem solchen Minutenzehnt, und es ist daher gut, zwischen solchen Minuten einige Stunden und Tage einzuschalten.

Der Jäger wollte sogleich mit dem Himmel des Paares in die Schlafkammer der Mutter einbrechen; aber die Tochter bereitete ihm im Krüge seinen Wärmetränk zu, weil er die Nachmitternacht noch mit Jagen verbingen wollte. Sie wußte geschickt so lange daran zu kochen, daß der Vater die sieche Schwiegermutter nicht aus dem schönsten Morgenschlase jagen konnte. Als dann zogen alle, — der Vater auf dem Hifthorn voran jubelnd — die Morgenröthe gerade im Angesicht — Lerchen über dem Kopfe — frischer Morgenluft entgegen — in's Mutterhäuschen ein, und Drotta weckte gelind.“ —

Die Freude der guten Mutter ist zu groß, als daß sie sich sogleich in Worten äußern könnte, der Jäger zieht bald seinen Tieren nach, Drotta bleibt noch eine Weile in dem beglückten Hause, und Gotthelf weiß vor Seligkeit in Haus und Dorf nichts Richtiges anzufangen. Eine frohe Dorfhochzeit und ein Ehestand voll beständigen Glückes folgen. — —

Aber wir haben auf unserer kleinen Fahrt durch die seltsamen und doch so heimlich vertrauten Landschaften, die unter dem königlichen Szepter Jean

Pauls erblickten, so wenig Zeit wie ein Fürst, der den Dörfern seines Landes einen Besuch abstattet. Wir wollen deshalb rasch noch in ein anderes Dörflein hinüberfahren, wo gerade auch eine Hochzeit gefeiert wird, die Hochzeit des wackeren Quintus Faglein, den wir schon kennen lernten. Er hat sich unterdessen mit dem armen Fräulein ThINETTE aus dem Schlosse verlobt. Der gute Quintus kennt schon lange das treffliche Herz des hausarmen Mädchens, das fast mit ihm erzogen ist; und nun ist er gekommen, sie aus der demütigenden Stellung zu befreien, die sie als angenommene Waise unter der höflichen Kälte und der herrischen Barmherzigkeit der Guts Herrschaft noch mit dankbarer Ergebung erdulden muß. Das Dörflein kennen wir schon, es ist Joditz! An einem prächtigen Maientage schlägt die langersehnte Hochzeitsstunde.

„Die Sonne hebt sich rein und kühl ins Morgenblau, statt ins Morgenrot. — Die Zugschwalben schießen kreuzend statt der Wolken durch die klingende Luft — auf dem frühlingshellen Raum stehen in Blumen, auf die die Bäume Blüten statt der Blätter niederschütteln, eine Braut und ein Bräutigam. —

In der Frühe des Gebetläutens ging der Bräutigam, weil das Getöse der Zurüstungen sein stilles Beten aufhielt, in den Gottesacker hinaus, der, wie in mehreren Orten samt der Kirche gleichsam als Pfarrhof um sein Pfarrhaus lag. Hier auf dem nassen Grün, über dessen geschlossene Blumen die Kirchhofsmauer noch breite Schatten deckte, kühlte sich seine Seele von den heißen Träumen der Erde ab; hier wo ihn die weiße Leichenplatte seines Lehrers wie das zugefallene Thor am Janustempel des Lebens vorkam oder wie die nach der stürmischen Erde gefehrte Wetterseite der letzten Behausung, hier, wo ihm das aufgesprungene metallene Türchen am gegitterten Kreuze seines Vaters die Inschriften des Todes und das Sterbejahr seines Vaters aufdeckte, und alle darunter in Blech geätzten Ermahnungen zu ernsthaften Gedanken, — da, sag' ich, ward' er weicher und ernster als andere an diesem Tage werden und verrichtete seine Morgenandacht, die er sonst las, auswendig und bat Gott, ihn zu segnen in seinem Amte und seiner Mutter das Leben zu fristen und zu seinem heutigen Vorhaben sein Gedeihen zu geben. — Dann ging er über die Gräber hinauf in sein zaunloses Winkel-Blumengärtchen und drückte, beruhigt auf die göttliche Obhut vertrauend, die Stäbe seiner Tulpen tiefer in die mürbe Erde ein.

Aber als er ins Haus kam, traf er alles im Schellengeläute und in der Janitscharenmusik der hochzeitlichen Freude an, — alle Hochzeitgäste hatten die Nachtmützen heruntergetan und tranken sehr, — es wurde geplappert, gekocht, frisiert — Thees, Raffees und Warmbier-Serviceen zogen hintereinander, und Suppenteller voll Brautfuchen gingen wie Töpferscheiben und Schöpfräder um. — Der Schulmeister probierte aus seinem Hause mit drei Jungen ein Arioso herüber und wollte nach dem Ende der Singstunde seinen Vorgesetzten damit überraschen. — Aber dann fielen alle Arme der schäumenden Freudenströme ineinander, als die mit Herzen und Berierblumen behangene Himmelskönigin, die Braut, auf die Erde niederkam voll zaghafter Freude, voll zitternder, demütiger Liebe, — als die Glocken anfangen, — als die Marschfäule ausrückte, — als

sich das Dorf noch eher zusammenstellte, — als die Orgel, die Gemeinde, der Konfrater und die Späzen an den Bäumen der Kirchenfenster die Wirbel auf der Heerpauke des Jubelfestes immer länger schlugen . . . Das Herz wollte dem siegenden Bräutigam vor Freude aus der Weste hüpfen, daß es bei seinem Brautstage so ordentlich und prächtig hergehe. — Bloss unter dem Kopulieren konnt' er ein wenig beten."

Die volle Lust der lauten Hochzeitsgäste entfaltete sich während des Essens, bei dem manch' lustiger Scherz gemacht wird, bis der abendliche Tanz alles so fröhlich durcheinander wirbelt, daß niemand die glimmenden Nebel der zergangenen Sonne und den Abendstern über dem Pfarr- und Kirchhofe bemerkt. Der Bräutigam aber riegelt ein Stück Hochzeitsbrot verstohlen in einen Wandschrank ein, denn der Aberglaube gibt dann die Hoffnung, daß so in der ganzen Ehe für Brot gesorgt sei und die Braut beschenkt ihn mit dem Bräutigamschlafrock. Dann aber führt er sie hinaus in die Rühle des Abends aus dem schwülen Tanzsaal, denn in dämmernder Einsamkeit spricht die Liebe lauter als im Menschengewühl des Saales.

„Er ging mit seiner Braut in den Schloßgarten; sie eilte schnell durch das Schloß und vor dessen Gesindestube vorüber, wo die schönen Blumen des Jugendlebens unter einem langen Druckwerk breit und trocken gepreßt wurden, und ihre Seele tat sich groß und atmend im freien, offenen Garten auf, in dessen Blumenerde das Schicksal den ersten Blumensamen ihres heutigen Lebensflores ausgeworfen hatte. Stilles Eden! Grünes, mit Blüten zitterndes Helldunkel! — Der Mond ruft unter der Erde wie ein Toter; aber jenseits des Gartens sind der Sonne helle, rote Abendwolken wie Rosenblätter abgefallen, und der Abendstern, der Brautführer der Sonne, schwebt wie ein glänzender Schmetterling über dem Rosenrot und nimmt, bescheiden wie eine Braut, keinem einzigen Sternchen sein Licht. — Die zwei Menschen kamen an die alte Gärtnershütte, die zugeschlossen und stumm mit finsternen Stuben im lichten Garten stand wie eine Vergangenheit in der Gegenwart. Entblößtes Gezweig der Bäume verschränkte sich mit fetten, hellen Blättern über dem dichten, sich durchgreifendem Laubwerk der Stauden. — Der Wind schwirrte wie ein Nachtvogel lauter durch die Bäume und gab der Akazienlaube Töne, und die Töne riefen den Menschen, die in ihr einstmals glücklich wurden, zu: „Tritt herein, neues Menschenpaar, und denk' an das, was vergangen ist, und an mein Verwelken und an deines und sei heilig wie die Ewigkeit und weine nicht bloss vor Freude, sondern auch vor Dankbarkeit.“ — Und der Weinende zog die Weinende unter die Blüten und legte seine Seele wie eine Blume an ihr Herz. — —

Und als sie wieder aus der heiligen Laube in den magisch-dunkeln Garten traten, nahm er den Hut ab, erstlich, um innerlich Gott zu danken und zweitens weil er in den unaussprechlich schönen Himmel schauen wollte.

Sie kamen vor dem rauschenden, leuchtenden Hochzeitshause an; aber ihre erweichten Herzen suchten Stille auf, und fremdes Anstreifen störte wie am blühenden Wein die Vermählung der Seelen; sie kehrten lieber wieder um und

wandten sich in den Gottesacker hinauf, um ihre Kührungen zu bewahren. Groß stand auf Gräbern und Bergen die Nacht vor dem Herzen und machte es groß. Über dem weißen Turm ruhte der Himmel blauer und dunkler, und hinter ihm flatterte der abgedorrte Gipfel des niedrigeren Maienbaumes mit entfärbter Fahne. Da erblickte der Sohn das Grab seines Vaters, auf dem der Wind die kleine Lüre des metallenen Kreuzes knarrend auf- und zuschlug, um das auf Messing eingezählte Jahr seines Todes lesen zu lassen. — Eine heiße Wehmut ergriff mit heißen Tränenströmen sein losgerissenes Herz und trieb ihn an den verfallenen Hügel, und er führte seine Braut an das Grab und sagte: „Hier schläft er, mein guter Vater! — Schon im zweiunddreißigsten Jahre ging er hier ein zur ewigen Ruhe. — O, du guter, treuer Vater, könntest du doch heute die Freude deines Sohnes sehen, wie meine Mutter! — Ach, du bester Vater, deine Augenhöhle ist leer und deine Brust voll Asche, und du siehst uns nicht.“ — Er verstummte. — Die bedrängte Braut weinte laut; sie sah die morschen Särge ihrer Eltern aufgehen und die zwei Toten sich aufrichten und sich umschauen nach ihrer Tochter, die so lange von ihnen verlassen auf der Erde blieb. — Sie stürzte an sein Herz und stammelte: „O, Teurer, ich habe weder Vater noch Mutter, verlaß mich niemals!“

O du, der du noch einen Vater oder eine Mutter hast, danke Gott an dem Tage dafür, wo deine Seele voll Freudentränen ist und einer Brust bedarf, in der sie sie vergießen kann . . .

Und mit dieser edlen Umarmung am Grabe eines Vaters schließe sich heilig dieser Freudentag!“

